Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 11.

Hugo Neugebauer: Vom Herzen Gottes / Carl Dallago: Lust III. / Hans von Hoffensthal: Das Orgelspiel Unserer Lieben Frau / Peter Scher: Von Berg und See / Carl Dallago: Sämereien vom Gebirge her V. / Arthur von Wallpach: Die Geisterbank / Hugo Neugebauer: Pezzeys Manen / Max von Esterle: Karikaturenfolge XI. (Innsbrucker Oktoberfest) / Hartmann: Brixner Chronik II.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1 75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I Jahr. Innsbruck / Bozen / 1. Nov. 1910. Heft 11.

Vom Herzen Gottes / von Hugo Neugebauer.

Als Gott die Schöpfung des Menschen beinahe vollendet hatte und das Werk seiner Hände vor sich sah, da erschrak er, denn er erkannte, wie weit das Abbild hinter dem Urbilde zurückgeblieben war.

„Wehe mir", so sprach Gott zu seinem Geiste, „was habe ich da für ein Geschöpf hervorgebracht! Ist es nicht, als hätte ich mich selbst in diesem Gebilde verhöhnt? Als Tier wäre es allerdings ein vollkommenes Wesen, das meinem erfinderischen Geiste zur Ehre gereichte; da ich mir aber beikommen ließ, das Licht der Vernunft in diesem Tiere zu entzünden, verdarb ich das Werk. Denn im Lichte der Vernunft wird der Mensch gar bald erkennen, wie weit der Abstand ist, der den Schöpfer vom Geschöpfe trennt. So lange er noch in den Kinderschuhen steckt, wird diese Erkenntnis mein Ansehen keineswegs verringern, sondern sogar noch erhöhen; sobald er aber erwachsen sein und in mir nicht mehr den Vater, sondern nur noch den Künstler sehen wird, wie wird er dann über mich urteilen? Verwundert wird er sich fragen, was denn das für ein Gott sei, der ein Geschöpf, gleich unvollkommen im Geiste wie im Fleische erschaffen habe, ein Trugtier, das der Geist hindere ein wirkliches Tier, einen Truggott, den das Fleisch hindere ein wirklicher Gott zu sein, ein mit sich selbst zerfallenes Zwitterwesen zwischen Gott und Tier, kurz

gesagt: einen Menschen. — So wird der Mensch verwundert sich selbst fragen und bald seine Vernunft verdüstern, um ganz Tier, bald sein Fleisch abtöten, um ganz Gott sein zu können. Dennoch wird er weder das eine noch das andere auf die Dauer bleiben können. Das gedämpfte Licht der Vernunft wird wieder auf- und in den Abgrund seiner Tierheit hinableuchten und den Menschen mit Abscheu vor dem Fleische erfüllen. Dann wird der Mensch das Fleisch kasteien, wird sich aus dem Tier zum Gotte hinaufpeitschen wollen. Aber das mißhandelte Fleisch wird aus der Erschöpfung zur Rache an seinem Peiniger Geist erwachen und des Menschen tierische Natur wird sich noch schrecklicher kundtun als vor der Kasteiung."

Mit solchen Gedanken trug sich Gott, als er den eben erschaffenen Menschen betrachtete, und unendliches Mitleid regte sich in seinem Busen mit dem unglücklichsten aller Geschöpfe, das er in seinem vorsehenden Geiste qualvoll zwischen Gott und Tier hin und her zucken sah. Und das Mitleid, das Gott mit dem Menschen empfand, war so groß, daß es nicht nur seinen Mißmut über das mißlungene Werk überwand und erstickte, sondern ihm selbst zur unerträglichen Pein wurde und seinen Himmel zur Hölle verwandelte.

Mit Entzücken wurde Satan, der Archidaimon, dieser entsetzlichen Verwandlung gewahr und hatte im Nu einen höchst boshaften Plan ersonnen, den Menschen, der ihm tödlich verhaßt war, in das tiefste Elend hinabzustoßen. Bereitete es ihm doch mehr als Höllenpein, untätig zuzusehen, wie ruhig der Mensch das mannigfache Mißgeschick ertrug, das ihm die feindlichen Naturkräfte und die unerbittliche Macht des Todes zufügten! Nur zu wohl wußte der Satan, warum der Mensch so ruhig dahinlebte, wußte, daß der Mensch noch kein Herz hatte und folglich zwar keine Freude, aber auch keinen Schmerz fühlen konnte. — Keinen Schmerz! Der Gedanke war dem Satan unerträglich, und so ging er denn darauf aus, dem Menschen das Herz zu erlisten.

In der Truggestalt des Menschensohnes nahete der Böse dem Throne Gottes und also begann er seine fein gesponnene heuchlerische Rede:

„Wie glücklich, o Vater, wäre doch der Mensch, wenn er sich deiner über alles Maß erhabenen Natur und der Gottähnlichkeit erfreuen könnte, mit der du ihn in deiner überschwänglichen Güte ausgestattet hast! So aber sehe ich ihn freudenlos von der Wiege zum Grabe wallen, ohne Gefühl für die Wunder deiner Schöpfung und ohne das beglückende Bewußtsein seiner Gotteskindschaft. Dich selbst aber sehe ich verdüstert und bekümmert in deinem Himmel deine ureigene Natur verleugnen, die Klarheit deines Wesens in Trübnis, die Wonne deines Herzens in Trauer verwandelt."

„Mein lieber Sohn", entgegnete der Vater, „diese unselige Verwandlung meines Wesens rührt wahrhaftig aus der Erkenntnis, wie unglücklich der Mensch ist. O hätte ich ihn doch niemals erschaffen, dann wäre ich jetzt nicht, von Scham, Reue und Mitleid mir selbst entfremdet, ein Gott, der sich selbst im eigenen Werke bedauern muß!"

Als Satan diese Worte hörte, da schwoll ihm das Herz so ungestüm vor Schadenfreude, daß er nur mit dem Aufgebot all seiner Verstellungskunst einen Aufschrei der Lust unterdrücken konnte. Aber daß sein dunkles Auge hell aufflackerte, konnte er nicht verhindern.

Gott sah den Aufblitz in Satans Auge und fragte:

„Wie wird dir, mein Sohn, was blickst du so freudig, während Trübsal und Kümmernis am Herzen deines Vaters nagen?"

Rasch entschlossen entgegnete der Satan:

„Wie sollte es mich nicht freuen, o Vater, dir in dieser Not helfen zu können? Nicht weil dir dies Geschöpf mißlungen ist — wie könnte denn dir ein Werk mißlingen? — nagen Trübsal und Kümmernis an deinem Herzen; daß aber der Mensch keine Mitfreude mit dir empfinden kann, das ist die wahre Ursache deines Leides. Darum, o Vater, zögere nicht länger, sondern gib ihm das Herz, das du ihm so lange vorenthalten hast, auf daß er sich mit dir der Werke deiner Schöpfung und seiner selbst, des vollkommensten deiner Werke, erfreuen könne."

Tief erschrocken entgegnete Gott:

„Mein Sohn, was sinnst du mir an? Des Menschen Leib ist das Werk meiner Hände, sein Geist ist Geist von meinem Geiste,

aber das Herz —? Es ist nur ein Herz, mein Sohn, und dies eine Herz ist mein Herz. Die Welt ist ein Gebilde meines Herzens, aber mein Herz ist kein Gebilde, sondern das Urbildende, das sich selbst nicht bilden kann. In meinem Herzen beginnt, in ihm endet meine Allmacht. Die Welt konnte ich aus mir erschaffen, aber mein Herz kann ich nicht erschaffen, weil es selber das Erschaffende ist."

„Wohl denn", rief mit feurigem Aufblick der Satan, „so gib dem Menschen dein Herz, das unerschaffene, All erschaffende Gottesherz! Gib dem Menschen dich selbst, Vater, vergöttliche ihn, indem du dich vermenschlichest, werde Fleisch von seinem Fleische, wie er Geist von deinem Geiste ist, werde Mensch, o Vater, in mir, deinem Sohne, gib mir dein Herz, o Vater!"

Also rief der Archidaimon und entfachte mit arglistiger Redekunst in Gottes Herzen die Urflamme der Liebe, die da erleuchtet und erwärmt die Verworfenen und die Erwählten. Auffauchzend im Überschwang des Liebesentzückens griff Gott in seinen Busen, riß das Herz heraus und reichte es dem Satan:

„Da nimm es", rief er wonnestrahlenden Auges, „nimm hin das Herz deines Vaters, unendlich Geliebter!"

Mit gierigen Händen griff der Satan nach Gottes Herzen, riß es an sich, warf die menschliche Erscheinung ab und stand plötzlich in nackter Teuflichkeit da:

„Triumph!" jauchzte er, daß die Himmel widerhallten vom Aufschrei seiner bösen Lust, „Triumph dem Überlister! O Stunde der Stunden voll abgründischen Entzückens, da die Hölle den Himmel überwunden und von ihm empfangen hat das Herz und das Geheimnis Gottes! Wohl behalten sei's in der Hut meines Busens und getreulich dem Menschen überbracht, für den ich dir's ablisten mußte, Tyrann des Weltalls! Friere und dunkle nun in der Wüste deines Alls, Herzloser, indessen ich hinabsteige in Raum und Zeit mit der Beute meines All besiegenden Verstandes."

Also rufend schwang der Satan Gottes Herz um sein Haupt, daß die Himmel erglühten vom Widerschein des Gottesherzens und barg es dann in seinem finsteren Busen.

Aber Gott blickte ihn starr und kalt an und erwiderte mit ehe-
ner Stimme:

„Gehe du nur, Verworfener, denn auch das war vorgesehen und vorbeschlossen. Aus eigenem Antrieb konnte ich dem Menschen mein Herz nicht geben, Unendliches in Endliches nicht kerkern. Nur der widersinnige und tückische Verneiner konnte die ruchlose Tat vollbringen, den Himmel durch die Hölle zur Erde zu führen. Geh du nur, aber triumphiere nicht zu laut, Ueberlister! Denn selbst in Satans Busen bleibt mein Herz doch mein Herz, unverderbliches, unwandelbares, lauteres Gold der Seligkeit in den Schlacken der Verdammnis. Geh du nur und bringe dem Menschen umhüllt, verdüstert von den Gluten der Hölle, die Freuden des Himmels, den Glauben an mich, meine Liebe, die Hoffnung auf Erlösung aus dir zu mir!"

Also rief Gott und winkte dem Satan. Da schrie der Böse auf vor gräßlicher Qual und knirschte mit den Zähnen in der Verzweiflung ohnmächtiger Wut. Noch einmal warf er einen Blick voll tödlichen Hasses auf Gott, dann entfaltete er sein nacktes Flügelpaar und flog, eisigen Wintersturm entfachend, zur Erde hinab.

Ahnungslos schlief der Mensch dumpf tierischen Schlaf. Da kauerte sich Satan auf des Menschen Brust nieder, riß Gottes Herz aus der seinen, fügte es in die Brust des Menschen und flog in die Hölle zurück.

Langsam, aber unaufhaltsam erfüllte sich, was Gott vorausgesehen hatte. Denn seit der Mensch das Herz im Busen trug, war seine Ruhe dahin. Nicht länger litt es ihn in der Heimat, aber auch das Ziel seiner Wanderung konnte ihn nicht festhalten. Von Ort zu Ort irrte er, aus der Enge in die Weite, aus der Weite in die Enge zurück. Bald ward ihm die Stunde zu lang, bald erschien ihm der Tag zu kurz. Je mehr sich sein Geist mit den Jahren schärfte, desto schmerzlicher empfand er die Grenzen seiner Natur in der wesentlichen Beschaffenheit der Dinge, die ihm gegenüberstanden. Und ob es gleich seinem Geiste gelang, die äußere Natur zu erforschen, ihren übeltätigen Einflüssen vorsichtig auszuweichen

oder sie erfinderisch in wohltätige Triebe zu verwandeln, undurchdringlich blieb ihm doch das Innere der Natur, unüberwindlich blieben ihm die Grenzen des Raumes und der Zeit, unabwendbar die Gewalten des Schicksals und des Todes. Und selbst die äußere Natur, gegen die er sich geschützt, die er sich unterworfen zu haben wähnte, erinnerte den Menschen oft plötzlich an ihre Übermacht: Erdbeben und feuerspeiende Berge, Überschwemmungen und Wirbelstürme zerstörten und vernichteten die Werke seiner Vorsicht und Erfindung zu Lande und zu Wasser und in den Lüften, der Kunst der Ärzte zum Trotze füllten sich die Hospitäler mit Kranken, der Weisheit der Gesetzgeber und Machthaber zum Hohne die Schlupfwinkel der Städte und des offenen Landes mit Verbrechern und Verworfenen. Immer fürchterlicher wurden die Kriege der Nachbarn, immer erbitterter die Empörungen der Unterdrückten und die wachsende Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens enthüllte sich allmählich als wachsende Vervielfältigung der menschlichen Leiden.

Über dem irdischen Abgrunde voll von Leiden, vergeblichem Ringen und Hoffen und endlicher Verzweiflung thronte in der unendlichen Leere und Einsamkeit des Jenseits der entherzte Gott, taub dem Wehgeschrei des Menschen, blind dem Blut und Eiter seiner Wunden, unempfindlich gegen die erstickenden Dämpfe seiner Werkstätten, die schwälenden Dünste seiner Lasterhöhlen, Siechenhäuser und Schlachtfelder, unablässig den starren Blick seines ungeheuren Auges in die entsetzliche Öde seines Innern dorthin gewandt, wo einst sein Herz gewesen und nun — Nichts war, fürchterliches Nichts!

Aber im Busen des Menschen regte sich das Gottesherz. Mitten in Not und Tod, in Krankheit, Elend und Verfolgung regte sich — o Freude des Himmels in den Qualen der Hölle! — das Herz Gottes. Auf den Schlachtfeldern und an den Betten der Siechen trocknete es Blut und Tränen und verband die Wunden. es erlöste die Gefangenen, speiste die Hungrigen, kleidete die Nackten und brachte überallhin, wo man ihrer bedurfte, Licht und Wärme, Trost und Ermunterung und werktätige Liebe. — Also wirkte der Talisman des Gottesherzens erhaltend in der Gesellschaft. In der

Einsamkeit aber entfaltete er die ihm eingeborene Schöpferkraft zu den erhabensten Werken der Kunst, indem er, Geist und Natur im heiligen Feuer der Begeisterung verschmelzend, die Natur vom ehernen Joche ihrer Gesetze befreite und ihr das Reich des Geistes als Freistatt anwies, wo kein anderes Gesetz waltet als das der Schönheit. Aber der edelste aller Triebe des Gottesherzens drängte den Menschen noch weit über die Kreise von Seinesgleichen hinaus, ja noch weit über die Grenzen der vergeistigten Natur ins Jenseits alles Erkennbaren, zurück zu Gott, zu sich selbst. Sehnsucht heißt dieser edelste Trieb des Menschenherzens, Heimweh nach dem Busen Gottes, Mitleid mit dem entherzten Gott, den es mit sich selbst zu erfüllen eilt.

Wie aber vermöchtest du das, du schwaches Herz, wenn dir nicht der starke Tod die Pforte öffnete, die den Busen Gottes verschließt? — Harre noch, Herze, eine kleine Weile, dann kommt der Tod und trägt dich heim, bringt dich ihm wieder, der sich in dir nach sich selbst zurücksehnt. Und wenn dann der Tod kommt mit deinem Herzen, o Mensch, dann wird ein großes Frohlocken sein in allen Himmeln über das verlorene und wiedergefundene Herz Gottes und du wirst die Freude aller Himmel in Gottes Herzen empfinden, das — dein eigenes ist, o Mensch!

Lust / von Carl Dallago.

III.

Der Mittag ruht auf mir. Waldwiesenschimmer trägt mich,
das sanfte Lied der schwanken Lärchen rings bewegt mich
so süß wie Sang an Traumes Hand. — Der schönste Traum,
o liegt er nicht vor mir in meines Daseins Raum!
Ist es nicht Wirklichkeit, die mir den Traum gebar,
der immer nur das gibt, was ist — was wird und war? —

Waldwiesenblumen nicken mir wie Mädchen zu,
verblaut und strahlend schirmt der Himmel meine Ruh,
ein Diadem der Bergzug draußen trägt aus Schnee,

um jeden Baumleib weht die Haarflut einer Fee:
So seh' ich träumend, selbst ein wacher Traum, der Dingen
nachhängt, die in mir immer nach Befreiung ringen,
und die Befreiung ist wie Traum. Was sich ersinnt
mein Herz, verführerisch mit Traum sich überspinnt.
Auf jedem Wege, den mein Menschentum begeht,
ein Duft — ein Schimmer mir von Traum entgegenweht.
Sogar die Luft: es weiß, wer sie wie ich gespürt,
daß von mir wachem Träumenden sie wird geschürt.

Es formt sich so: daß mir das Weib mein Sein besetzt
und alle Lüfte losläßt, stachelt, müde hetzt.
Ich fühl' mich wie ein Fluß, den ein Gewitter hebt,
der aus den alten Ufern auszutreten strebt, —
ein Becher schein ich mir, der überquillt vor Sucht
nach Lippen, die ihn leeren, — oft bin ich versucht
zu glauben, daß zutiefst ein Flammenherd ich bin,
den auszulöschen nur vermag des Weibes williger Sinn.

Erregung klopft in mir. — So bin ich aufgekniet
und sehe, wie der Mittag hell den Raum durchzieht,
sein sonniger Atemzug die Lärchenkronen bauscht,
in weiten Intervallen durch die Waldung rauscht.
Ich beug mich tief, denk meiner Not vergangner Zeit,
der Müh', des stetigen Kampfs um Weibeswilligkeit,
des Ausblickes nach Weib — nach meinem Traum vom Weib,
dem alles ich entgegenbrachte: Seele, Leib,
mein ganzes Sein wie ein Geschenk, das glüht und bebt, —
das noch im Sichverschenken nur sich selbst erlebt.

Hörst du es, Dasein? Heut, mir der Gefahr bewußt,
des Ringens, ungesichert, künd ichs doch als Lust.
Noch ist der Ausblick da, mein Suchen ungestillt
nach Weib, vielleicht vergrabner nur die Glut entquillt,
geschützter so und kühler, stiller, — doch sie rinnt,
sie rinnt hinaus ins Unbestimmte, sinnt,

begehrt und flammt nach Weib und baut ein Bild sich auf
von ihm voll Wärme und Lebendigkeit im Lauf
der Ungeduld der Sinnenlust. — Es wirbt die Glut:

Ein Schatz, still blühend, tief in mir verborgen ruht,
im Blühen deiner Willigkeit hebst du ihn, Weib, —
hebst du dich selbst und bringst so Segnung deinem Leib
und meinem, denn dein Tun trägt dich verklärt in mich,
eröffnet dir mein Wesen und entdeckt dir dich!
Sieh, mein Geschlecht ist tief und weit, sein Wurzelreich
verzweigt, — Gefühl, Laut, Auge, Ohr sein Machtbereich,
der Hände Tasten zeigt es auf, es lebt in Wort
und Geste, spinnt sich rätselhaft durch Tiefen fort
und bringt in jedes kleinste Tun ein Element,
das strahlt, entzückt, begeistert, doch auch wehtut, sengt, verbrennt.
Kurz währt das Glück der Brunst: ein seltnes hohes Fest
der Flut, das immer eine Ebbe hinterläßt.
doch bleibt der Durst der Poren meiner heißen Haut
nach deinem Menschtum, Weib! Mein Menschtum so sich baut:
Du sollst mir sein das Segel — (denn ich bin das Schiff) —
und ungewinkten Winken folgen wie der Hund dem Pfiff, —
in alle Falten meiner Träume — meiner Ruh
sollst du zu wickeln wissen mir dein ganzes Du, —
in meinen Zorn und Kampf, in jeden Waffengang
weh mir dein Wesen wie vom Bergdorf her der Aveklang, —
ja meine Wohllust selbst durchtränke mir dein Sein
und leite so durchleuchtet mich in dich hinein
und führe meine Lust zu Frieden, Rast und Traum
und laß, durchstrahlt von dir, mich wachsen wie das Licht den Baum! —

Es langt mein Schaum verzückt empor zu duftigen Höhn,
ich stehe wie ein Lärchbaum, rauschend: O wie bist du schön,
Natur, Welt, Dasein! — Hörst du? — Eine Weile frägt
mein Sinn nach Antwort. Plötzlich eine Helle in mich schlägt
wie eine Welle, plätschernd: daß noch nie mein Weib ich fand.

Zugleich erhebt allmächtig sich des Daseins Stand
vor mir, gewaltig Form für Form, sonnenlichtumhüllt,
in Mittagsduft getaucht, mit Wundern angefüllt,
glutvoll in mich versenkend sich, mir spendend Gunst
und Huld und Raum für alles in mir, willig meiner Brunst,
tiefwillig jedem Hauch in mir, dem es sich einverleibt,
ein schimmernd Segel so, das hell mein Lebensschifflein treibt.
Da kommts in mich, geheim vom Seelenflug bewegt,
gleichwie ein großes Rufen, das ein Aufstand trägt:
Du Dasein bist ein Weib — mein Weib, wie lieb ich dich!
Sieh, dir in Treu und Glauben — dir vermähl ich mich! — —

Wie gleitet weich dein weibesdunkles Du
in alle Falten meines Tuns nun — meiner Ruh, —
in meinen Zorn und Kampf, in jeden Waffengang
weht mir dein Wesen wie vom Bergdorf her ein Aveklang, —
ja meine Wohllust selbst durchtränkt dein reines Sein
und leitet so durchleuchtet mich in dich hinein
und wandelt meine Lust zu Frieden, Rast und Traum
und läßt, durchstrahlt von dir, mich wachsen wie das Licht den Baum! —

Das Orgelspiel Unserer Lieben Frau / von Hans von Hoffensthal.

Es ist alles so schön.

Schön der Herbst, der über den stillen Höhen liegt und den seidenen Himmel weitet. Schön und stark der Wald, der fruchtbar von der Alpe niedersteigt und erst vor dem kleinen Lärchenhügel im Wandern innehält. Und schön, stolz und frei in seiner herben Einsamkeit der kleine, schmucke Hof, auf den alle Berge in der ganzen, unermeßlichen Runde voll Freundschaft hersehen. — Ja. Mein Herz dehnt sich, wenn es sich aller dieser Herrlichkeit besinnt, und wird froh und segnet dankbar diese Welt.

In dem kleinen Könighof hoch oben im Gstrahl wohnt Regina. Sie ist wohl das Schönste von allen den lauten und stillen Dingen, die in dieser Bergeinsamkeit ihr reiches Leben führen. Ihre Augen sind friedvolle Seen, in denen sich das Blau des Herbsthimmels spiegelt. Ihre Haare sind dunkelfarben wie die golden verwelkten Blätter der Buche, und ihre Lippen sind wie zwei Kirschblätter von jenem Baum vor ihrem Hause, den die Herbstsonne in eitel Brand gesteckt, daß er wie Lohfeuer brennt.

Sie ist die Blüte, die von zwanzig hellen Frühlingen unverwelkt geblieben ist, und ist die schöne Frucht, an die zwanzig Bergsommer ihre wärmste Sonne geschwendet, die köstliche Frucht, der ebenso viele Herbste Süße und Reife geschenkt haben. Denn sie ist Knospe, Blume und Frucht, Versprechen und Erfüllung in einem, und ist zugleich des weißen Winters Keuschheit und reine, kühle Herbe.

Zärtlich wird mein Herz, wenn es an ihre Süße denkt, unruhig wird es, wenn sie stolz und hochaufgerichtet vorübergeht, und wie Gebet und Glockenläuten klingen mir immer Worte im Ohr und bekommen für mich einen sonderbaren Sinn, so, daß ich nicht anders kann, als sie wie eine Huldigung in den Wald zu rufen.

Ave Regina, rufe ich, Regina coeli.

Ich liebte sie.

*

Meine Jagdhütte lag tief versteckt unter den Zirben hoch oben im Walde, zwei Stunden vom Könighofe durch schwarzen Wald getrennt. Aber ich scheute den Weg nie, nie und zu keiner Stunde. Ich lief ihn des Nachts, war zu Tagesbeginn mit den ersten Drosseln am Waldrand und wartete dort, bis Regina vor die Tür trat. Und ich kam oft unter Tags und lag dort so manche lange Stunde, oft so manche nutzlose Stunde, ohne daß ich Regina nur sah. Denn ihre Mutter war eine harte, ungefüge Frau, die nie müßige Hände duldete, das Mädchen streng hütete und nur selten allein ließ.

Und doch wurde Regina mein.

Da kam einmal wie ein flüchtiger Schimmer ihr stummer Gruß herüber in mein Versteck — oder dann und wann flog ein liebes Wort von ihr zu mir her — und ein nächstes mal kam sie selbst.

Das Versteck war gut, eine Buche streckte einer jungen Föhre ihre Zweige entgegen und hüllte sie ein und wob um uns, die wir in ihrem Dickicht und ihrer warmen Zuflucht saßen, eine süße, weltabgeschiedene Geborgenheit.

„Siehst du," sagte ich da einmal zu Regina und schlang beide Arme um sie, „es ist da so wie mit uns. Du bist das kleine, liebe, Bäumchen, und ich bin der große Baum, und alle meine Äste fassen um dich zusammen."

Da nickte sie und lächelte und bot mir lächelnd den Mund.

„Was du nur immer für liebe Gedanken hast. Ich meine, dein ganzer Kopf steckt voll schöner Geschichten."

*

Mein Glück gab mir nicht Frieden. Mein Herz ward unruhig in dieser Zeit, hüpfte und schlug mit den Schwingen wie ein flügge gewordener Vogel. Und oft — in so mancher Nacht, in der die Sterne wie reiche Früchte am Himmel hingen, war es mir, als hätte sich die Tür meiner Hütte lautlos geöffnet und die ganze Pracht der Gestirne sähe mit Glutaugen auf mich her. Da sprang ich aus dem Schlafe empor, ging vor die Tür, sah den Sternen und dem Mond besonders grüßend in die Augen und breitete die Arme zu einem Dank an das Leben. Und dann schoß ich oft beide Läufe ab, aus verwirrter Freude, daß ich da war und daß Regina in dieser Stunde vielleicht an mich dachte, aus Freude über mich und über sie.

Aber mein Glück war zu groß. Es machte mich unvorsichtig. Ich ertrug es eines Tages nicht mehr in meinem Versteck und schlich um das Haus, bis ich Regina im Blumengarten sah. Und während ich so bei ihr stand, und während das tiefe Rot des brennenden Kirschbaumes so leuchtend schön auf ihrem jungen Gesichte ruhte, da wurde ich ganz unklug vor Liebe, vergaß mich und alle unsere sorgsame Heimlichkeit und schloß das Mädchen in die Arme.

So hat uns Reginas Mutter gesehen.

Ich erblickte mit einem Male ihr strenges, zorniges Gesicht ober uns am Fenster und hörte sie keifen und schelten. Und während Regina rot vor Scham und Angst in das Haus lief, barg ich mich hinter

der Ecke und hörte da, wie die Frau das Mädchen hart anließ. Es war in der Stube ober mir, und so verstand ich jedes Wort.

„. . . Und da, du ehrvergessenes, schlechtes Kind, da schau auf das Bild der schmerzgebeugten Mutter Gottes. Nun bete ihr den schweren Verdruß ab. Schande und Sünde ist es, sich so küssen und herzen zu lassen, und die Mutter Gottes weint darüber, wenn sich ein Mädchen so weit vergißt. Da schau Unserer Lieben Frau in die Augen und da kniee nieder und bitte sie um Verzeihung . . ."

Es folgten harte Scheltworte, die ich nicht mehr mit anhören wollte. Sie trafen mich selbst — sie taten mir für das Mädchen weh.

*

Ich schoß nicht mehr meine Flinte ab, ich stand des Nachts nicht mehr in glücklicher Unruhe auf — und ich schlief auch nicht. Ich lief kreuz und quer durch den Wald, achtete nicht mehr wie sonst auf die kleinen Bäumchen, daß ich keinem wehe tat — ich war so unglücklich und trat viele herzige Bäumchen mit schweren Schritten nieder. Denn Regina kam nicht mehr in mein Versteck, so lange Stunden ich auch ungeduldig auf sie wartete. Ich bekam sie nicht zu Gesicht; in einer langen Woche sah ich sie nur einmal vor dem Hause. Da rief ich zu ihr hinüber — aber sie sah zu Boden, sie schien sich vor mir zu fürchten — sie wandte nicht einmal den Kopf.

Ich dachte unausgesetzt an sie. Die Tage schlichen nur vorüber, sie waren traurig und leer. Die Herbstsonne konnte sie nicht mehr erwärmen, mich fror. Da ging ich einmal hinab in die Ortschaft, setzte mich in die Gaststube und trank. Ich zechte unmäßig in meinem Elend, wollte meinen ganzen Kummer im Wein ersäufen, und als ich aufbrach, ging ich noch stundenlang durch den Wald. Erst dort, ganz oben auf der Höhe fiel mir wie eine Erlösung ein Gedicht ein, die Legende vom Orgelspiel Unserer Lieben Frau.

*

Zwei Wochen sind vergangen, die Herbsttage blauen sehnsüchtiger denn je, die Sonne wärmt wieder und durchströmt golden mein Blut.

Ich habe Regina nach dem Kirchgang aufgelauert und ein paar Worte mit ihr gewechselt. Sie war zuerst scheu, wagte es einige Zeit

lang nicht, mich anzusehen, als schämte sie sich noch immer, daß sie mich einst geküßt. Aber sie war doch gut mit mir, ließ mir ein paar Augenblicke ihre liebe Hand und legte sie zum Abschied nochmals in meine.

Ja, sie wollte wieder kommen — sie käme heute abend — wenn Mutter schliefe, käme sie auf eine kurze Zeit in unser Versteck. „Unser Versteck", sagte sie, wurde rot und schlug die Augen nieder.

Ich lief mit großen, leichten Schritten durch den Wald. Es war, als hingen mir Flügel an den Schultern, Riesenschwingen, die ich nur zu spreiten brauchte — — Und dann bückte ich mich in meinem Glück unversehens nach einem kleinen Tier, einem braunen Käfer, und küßte ihn geradewegs auf seine Brust.

Tausendmal schön und gut bist du, Regina —, tausendmal schön und herrlich ist diese Welt, ist der Herbst, ist die Liebe.

Ich sang.

*

Der Mond rieselt durch die Buchenäste in unser Versteck. Es ist eine warme, wohnliche Nacht, traut und süß sitzen wir beide nebeneinander. Ich will den Arm um Regina legen, — da bittet sie mich, ich sollte das nicht tun; ich will sie küssen, und da bittet sie wieder, ich möge auch das nicht tun, und dann sagt sie zage:

„Bitte, Lieber, nicht, vor der Mutter Gottes ist das Sünde."

Sie sagt es weich und flehend, und es ist mir zu gleicher Zeit, als sagte sie es in einem Ton, der doch lieber um Küsse bitten möchte.

Da besinne ich mich auf die Legende vom Orgelspiel Unserer Lieben Frau.

„Es ist nicht Sünde, Regina, wenn zwei sich lieb haben und sich küssen. Das mag dir deine Mutter so vorsagen, weil sie hart und streng ist. Aber die Gottesmutter ist mild und verbietet den jungen Menschen nicht die Liebe. Sie selbst will es, daß wir froh und glücklich sind."

Regina legte leise ihre Hand in meine.

„Sieh, Regina, wenn zwei junge Menschen sich so recht lieb haben, so stillieb, so herzenslieb, wie ich und du, dann freut sich Unsere Liebe Frau und lächelt und ist selbst froh."

Regina schüttelte noch ein wenig ungläubig ihren lieben Kopf.

„Ja, hör nur, das kannst du mir schon glauben."

„Ich möchte schon gerne, wenn es nur so wäre."

„Es ist so, mein Liebling . . . Da war vor langer Zeit einmal in einem Kloster eine junge Nonne, und die hieß Godelena. Sie war schön und zart, und ihre Jugend war süß und lieblich, und ihre Stimme klang am hellsten, am freudigsten im ganzen Chor. — Sie trug erst ein Jahr den Schleier, als die alte Cäcilie, die dreißig Jahre die Orgel in der Klosterkapelle gespielt, starb. Da keine von den andern Schwestern die Kunst verstand, zum Lobe Unserer Lieben Frau die Orgel zu spielen, ward die junge Godelena ausersehen, das Orgelspiel zu erlernen, und ein tüchtiger Meister, ein junger Organist aus der nahen Stadt, wurde zum Lehrer bestimmt. Er kam jeden Tag und bald spielte die Schülerin, die leicht und mühelos lernte, zierlich und flink die stillen, strengen Fugen, und bald die kleinen Begleitgesänge, die zum Preise Unserer Lieben Frau in der Abendandacht erklingen sollten — und dann die freudigen Melodien für das heilige Amt. Das Kyrie eleison und das Credo, das Benedictus und das frommergebene Agnus Dei.

„Aber während Godelena so spielte und der Meister sie unterwies, und während die alte Oberin dabei saß und scharf zusah, daß der Musikante ehrbar und Schwesterlein Godelena züchtig blieb, — erwachte in den beiden jungen Menschenherzen die Liebe. Sie klang zuerst zage an, wie der süße Ton der Flûte d'amour, schwoll in die Herzen wie das ergreifende Flehen der Hoboe und Dulciana, machte sie beben, wie das sehnliche Lied der Gamba und der Celli, und wurde groß und klar, wie der Glücksgesang der Vox Humana. Und dann wuchs die Liebe zu einem Strömen und freudigen Klingen an, das durch alle Register rauschte, wie der Jubelchor im Halleluja.

„Die alte Oberin merkte nichts von dieser Neigung. Sie saß, während Godelena oder der Meister spielten und sich nacheinander und nach des anderen Liebkosung sehnten, und saß und betete indessen zur Statue der Mutter Gottes, die still und unbeweglich, von Gilgen und Seraphicon umblüht, am Altar stand —, und schlief beinahe dabei ein. . . . . Gerne wäre sie ein oder das andere Mal während des Spieles hinausgegangen, um die Hände nicht so lange müßig im Schoße zu haben. Denn da war immer etwas im Haushalte des Ordens zu tun, den Schwestern Weisungen zu erteilen und den vielen, vielen Leuten, die von auswärts und ferne mit Anliegen kamen und um Rat baten, Rat und Trost zu geben. Und doch wagte sie es nicht, die junge Godelena mit dem Musikanten allein zu lassen, verschob darum ihre Geschäfte, harrte aus und blieb.

„Aber einmal fiel ihr ein Ausweg ein. Sie könne getrost draußen ihrer Beschäftigung nachkommen, ohne daß sie die Überwachung Schwester Godelenas außer acht ließe. Denn so lange sie diese spielen hörte, war es unmöglich, daß auch nur irgend etwas Unziemliches zwischen den beiden geschah.

„Und sie tat so und empfing im Vorraum die Leute vom Lande und redete und handelte mit ihnen und hörte während des Redens immer wieder mit einem Ohr auf das Orgelspiel, das fort und fort, süß und weihevoll aus der Kirche klang. — — Einmal, als sie gerade so stand und mit der Schwester Gärtnerin den Segen des Herbstes rühmte, da hielt sie mitten in der Rede inne. Denn einen Augenblick war das Spiel drinnen verstummt. Aber ehe sie noch die ersten zwei Schritte getan, um in die Kirche zu gehen und nachzusehen, was die beiden wohl täten, blieb sie wieder stehen. Denn jetzt klang aus der Kirche ein Orgelspiel, der frohlockende Ton der Vox celeste, so herrlich und so überirdisch schön, wie sie es noch nie in ihrem ganzen demütigen Leben gehört. Da wunderte sie sich, wie die junge Godelena diese Inbrunst und diese Pracht des Spieles aus ihrem jungen, so unerfahrenen Herzen nahm, und ward ergriffen von der Innigkeit und der Süße, in der die Töne rein und klar klangen, und faltete die Hände zu einem Dank an Unsere Liebe

Frau, die allein der frommen Schwester diese Gnade verliehen, daß sie so spielen konnte.

„Aber es war gar nicht Godelena, die dieses wundersame Lied spielte. Denn während es erklang, lag diese warm in den Armen des jungen Organisten, lag ihm hingegeben und küßte ihn und war ihm gut."

Regina lehnte sich zärtlicher an mich. Ihr Herz schlug nahe dem meinen, und ihr Köpfchen hob sich jetzt nur zu der zagen Frage:

„Ja, und wer war es, der die Orgel derweil spielte?"

„Unsere Liebe Frau selbst. Sie hatte die Liebe der beiden Menschenkinder gesehen und wollte helfen, ihr Sehnen zu erfüllen. Da war sie still von ihrem Platz am Altar niedergestiegen, war gütig lächelnd an die Orgel gegangen und hatte mit ihren stillen, feinen Händen gespielt, — — solange sie glücklich waren."

Reginas Mund war nun ganz nahe dem meinen.

„Wie schön!" sagte sie nur und sagte es still, und ihre Stimme bebte.

Da zog ich sie leicht und zärtlich zu mir nieder. . . . Und während wir uns küßten und uns gut waren, fragte ich sie leise:

„Glaubst du nun, daß Unsere Liebe Frau dir nicht mehr wehrt, mich lieb zu haben?"

„Ja," flüsterte sie zwischen den Küssen und preßte mich voll Innigkeit an sich. „Du, es ist mir, als hörte ich sie drinnen im Walde spielen. Und hörst du," raunte sie ganz, ganz leise in mein Ohr, „hörst du, Lieber, jetzt, — jetzt singt sie dazu".

Mit Erlaubnis des Verfassers aus dem eben erschienenen Novellenband „Hildegard Ruhs Haus" (Egon Fleischel & Co. Berlin).

Von Berg und See / von Peter Scher.

I

Die steilen Grate ragen überm See
Hoch, starr und breit.
Wolken umbrauen den Gletscherschnee.

Nun ist es Zeit,
Nun eile,
Daß du deine Seele weitest
Und von allem Gram und Spott
Demutsvoll entkleidest.
Denn über eine Weile
Steigt die Sonne über die Berge —
Oh, dann lächelt Gott!
Und wir Kinder, und wir Zwerge
Sinken nieder,
Selig, daß wir einmal wieder
Unser armes Menschenlos
Legen in des Vaters Schoß.

II

Als der Donner in den Bergen rollte
Diese lange bange Nacht,
Ach du Liebste schien es mir,
Daß mir Gottes Stimme grollte,
Weil mich auch in Angst und Not nach dir,
Nur nach dir verlangen wollte.

Ach mein Gott, dein Himmel steht
Ewig nun in ihrem Herzen,
Ihre Lust und Schmerzen —
Nimm sie, Herr, als mein Gebet!

III

Als wieder eine Nacht hernieder stieg
Und überm See die letzte Stimme schwieg,
Da ward, o Mächtiger, mein Herz bereit
Dem süßen Schauer deiner Ewigkeit.

Die Berge ruhten wundersam umhüllt
Und wie von tiefer Zuversicht erfüllt.
Die Grillen sangen schmetternd hell am Strand.
Nun gleite, Herz, in deines Gottes Hand!

Am Ufer hielt mein Boot in Schilf und Rohr,
Das Lied der Welle lag in meinem Ohr,
Daß mich ein leises Bangen überfiel:
Und immer noch die Furcht und noch kein Ziel?

Da stieg aus jäh gespaltnem Wolkentor
Der Mond, ein froher Wanderer, hervor.
Ein Himmelsfalstaff, stieg er lachend her,
Des Weltenwunders froh und glutenschwer.

Ein Veilchen lehnt er an der hohen Wand,
Dann hebt der Himmelszecher seine Hand,
Und übern Felsengrat des Urgesteins
Gießt er die Ströme seines goldnen Weins.

Sie fließen in den See; die Wellenbahn
Funkelt im Licht und golden glüht mein Kahn.
Die Woge trinkt den Lichtwein Zug um Zug.
Ich sitze schauend in des Bootes Bug.

Mein Herz ist still geworden, tief geneigt
Fühle ich, Mächtiger, was mich umschweigt.
Nun ruhe du, mein schwankes Boot, am Strand —
Mein Herz ist froh in einer starken Hand.

Sämereien vom Gebirge her V / von Carl Dallago.

Wir künstlerisch Schaffenden, die wir uns mehr verbrauchen und abnützen als alle anderen Berufe ihre Träger abnützen und verbrauchen, wir müssen umsomehr immer wieder neue Kräfte aus der Natur saugen, die in ihrer Kraft unverwüstlich ist und sich immer wieder aus sich selber zu erneuern weiß! Aber auch wir werden uns zu erneuern wissen, wenn wir erst einmal *Natur hiefür genug* sind! — (Hier liegt für mich der Quell aller Regeneration.)

Die „Welt", die Massen, die Menge, Staat, Kirche, Gesellschaft, die Zivilisation —: sie alle bedeuten nicht das Leben. Ich lehre davon wegsehen und sich dem Leben zuwenden.

*

Ursprung des Altruismus: Verfall und Entartung der Menschennatur. Wenn ein Häßliches oder wenigstens ein Schädliches und Gefährliches sich einstellt, wo eine Menschennatur sich durchsetzen will. Erst so nötigt es einen zur Verzichtleistung auf die Durchsetzung des eigenen Ichs und muß naturgemäß im Tun für Andere Ersatz suchen. Die wohlgeratene Natur kennt keinen Altruismus, es sei denn den des Todes. Freilich liegt hier alle Betonung auf Wohlgeratenheit. Aus dieser Sphäre heraus sei dem Altruisten bedeutet: Wo ihr klagt über euch selbst, verdient ihr Beifall! Es ist vielleicht dasselbe, wenn Jesus den weinenden Frauen ratet: „Weinet über Euch und euere Kinder!", denn Jesus war kein Altruist im gemachten Sinne des Abendlandes, er ist die höchste Verkörperung der edelsten Menschenliebe. Aber die Natur der Liebe ist immer egoistisch: sie will nur sich durchsetzen — nur sich. Und nun sagt mir der Ausspruch Jesu an die Frauen: Euer und eurer Kinder Verfall ist es, der mich leiden macht, mich, der ich euch in meiner alles umfassenden Liebe als Teil von mir fühle. So will meine Wohlgeratenheit auch euere Wohlgeratenheit, mein Glück auch euer Glück. Hier fühle ich, wie es für den wohlgeratenen Menschen das Schwerste ist, im Hinblick auf alles Geschehen, egoistisch zu sein: sich selbst nicht zu verlieren. Denn nur so kann er immer der lebendigste Fingerzeig und Ansporn bleiben für die Wohlgeratenheit der Menschennatur. Aber der Altruist: was hätte der zu tun dort, wo die Menschen wohlgeraten — wo sie glücklich sind? —

*

Indem ich für mich sorge im Sinne einer Wohlgeratenheit sorge ich am besten auch für andere.

*

Ich feiere den Egoismus als Hang zur Wohlgeratenheit — als hohen Willen zur Macht. Der wohlgeratene Mensch ist

immer zugleich der mächtigste Mensch. Seine innere Machtstellung macht eben erst seine Wohlgeratenheit aus. Ich stelle diesen Egoismus entgegen allem Altruismus — jeder Art von Sozialität. Ich verweise die beiden letzteren Begriffe an eine verkommene Örtlichkeit — an eine verkommene Herrschaft solcher Örtlichkeit. — Und daß die letzteren Begriffe so sehr Europa aufgedrängt werden müssen, es läßt mich beinahe auf verkommenste Örtlichkeit dieses Erdteiles schließen.

*

Das allgemein Menschliche: das menschlich Natürliche — das menschlich Göttliche. Es läßt immer noch für die größten Dichter und Künstler — also auch für seltenste Menschen — Aussichten offen für ein Allgemeinwerden, — für die einzige ungemeine Art des Allgemeinwerdens. — Es läßt die Aufgaben ahnen dieser Dichter und Künstler: das Abtragen- und Aufdecken-Müssen, — das Hervorholen-Müssen, — das Gehen in die Tiefe bis zum Allgemein-Menschlichen — bis zum Menschlich-Natürlichen — bis zum Menschlich-Göttlichen.

*

Geben ist seliger als Nehmen: ein ewig lebender Ausspruch, von größter Wohlgeratenheit diktiert. Es setzt das Geben — das Schenken als eigenes Glück, als egoistische Handlung voraus. Das Sich-Verschenken als höchste egoistische Handlung. Es macht das Brunstmotiv als Verschenkungsmotiv zu einem Reichtumsmotiv und bedingt die Wohlgeratenheit der Menschennatur als Herleitung. Nehmen hingegen verträgt Wohlgeratenheit nur in bedingter Weise: nur unter dem Umstande, daß es einem schwer wird.

*

Fürsten brauchen nötiger ganze Freunde als andere Menschen: so sah es vielleicht Goethe und ward Staatsmann und Hofmann aus Freundschaft — aus einem hohen Hange seiner Menschennatur heraus. Dies vertieft und hebt seine Stellung zugleich ins künstlerisch Natürliche. Die wild treibende satzungsfreie Natur Goethes nahm äußerliche Fesseln an aus innerlichem Triebe. Der große Beethoven wird hier äußerlich Gegensatz zu Goethe; er erscheint wie

ein Wilder diesem gegenüber, sein äußeres Tun bleibt völlig harmonisch seinem inneren Menschentum: — seiner Kunst. Und eine schöpferische Kunst steht umso höher, je größer ihre Wildheit ist im Sinne von Satzungsferne.

*

Man ist um so mehr ein Seltenes, je weniger man Alltagsmensch ist. Das Seltene aber ist zumeist ein Wertvolleres.

*

Pfaffen des Freisinns (auch: Freisinn des Journalisten): Nach außenhin triefend von allgemeinem Wohl und Fortschritt, innerlich nach Macht und Ansehen lüstern wie ein Strauchdieb nach Beute.

*

Ein Wink an alles falsche Machthabertum: Wie tut man so oft herablassend, wo nichts herabzulassen ist! —

*

Wer beständig die Natur als Meisterin vor Augen hat und nur sie, der scheut davor zurück, sich den Begriff Meister anzumaßen und überläßt es anderen, mit diesem Begriff zu schauspielern.

*

Tatmenschen sind nicht Menschen der Erkenntnis. Ich sehe hier nach Napoleon wie nach Bismarck und fühle, wie in beiden ihre ganze Menschennatur umging. Wenn bei Bismarck, als einem Staatsmanne, auch mehr Erkenntnis leitend mittut, so ist er dafür als reiner Tatmensch auch weitaus der Kleinere. Der Hauptsache nach aber sind seine leitenden Erkenntnisse vielfach Irrungen. So wenn er vom sogenannten „christlichen" Staate annimmt, daß er sich die Aufgabe gestellt habe, „die Lehre des Christentums zu realisieren — zu verwirklichen". Die Lehre Jesu mit Waffengewalt realisieren zu wollen: kann es Verkennenderes geben? — Auch Bismarcks Anschauung über das Todesurteil scheint einem tieferen Nachdenken über das Recht, als Strafe und Sühne das Dasein eines Menschen auszulöschen, aus dem Wege zu gehen. Ein Staatsmann mag eben der Verurteilung zum Tode zu sehr bedürfen zur Sicherung seines Wirkens und seines Werkes, — zur Sicherung seiner Person

im Interesse dieses Werkes. Bei Bismarck blieb die Anschauung wohl mehr Theorie: er nahm gewiß das Wort leichter als die Tat. Trotzdem: die Wohlgeratenheit seiner Menschennatur — die Mannhaftigkeit seines Wesens bedurfte zur größeren Bewegungsfreiheit und Bejahung seines Tuns der inneren Überzeugung — des guten Glaubens. — Hier ergäbe sich: Ein Untergeordnetsein der äußeren Gewalt einer inneren Macht, des Tuns dem inneren Erleben, des handelnden Lebens dem erleidenden Leben, — des Tatmenschen dem Künstlermenschen. — Spräche dies nicht für den ewigen Wirkungssieg, für die ewige Herrscherschaft der Kunst? —

*

Die Raumkunst gilt für romanisch. Aber auch die großen Niederländer waren Raumkünstler. Ueberall mögen Raumkünstler erwachsen, wo Raum genug da ist. Doch der Raum muß gefühlt werden, um ihn als Künstler unterbringen zu können, — um die Mittel aufzubringen, ihn als Räumlichkeit sichtbar zu machen. Doch wie sollen in unserem kleinräumlichen Zeitgetriebe — in unseren hasttriefenden Großstädten Raumkünstler gedeihen können? — Die große Raumkunst verlangt: die Unendlichkeit fühlen lernen und heimisch sein in deren Maßen. So wird es wie eine Notwendigkeit, daß Segantini auch als Raumkünstler eine erste Stelle einnimmt.

*

Je mehr man das Tun und Werden von Tatmenschen wie von Künstlermenschen betrachtet, umsomehr erkennt man, daß die Leistung an sich eigentlich das Leichteste, — das Selbstverständlichste ist, weil es wie ein Gewachsenes ist. Das Ungeheure an Kraft und Geduldaufwand erfordert immer das Sich-durchsetzen — die Bezwingung der Anderen; bei Tatmenschen: das Niederwerfen der Gegner, um die eigenen Hände — die Wege zur Tat frei zu bekommen; bei Künstlermenschen: die Beachtung der Oeffentlichkeit, um nur zur Wirkung zu kommen. Daß eigentlich einem Nebensächlichen dieser Kraft-Hauptaufwand zukommt, erscheint wie ein Prüfstein für Treue und Glauben zu sich selbst. Jeder Besser-Schaffende als Tat- wie als Künstlermensch mag dies an sich selbst erfahren haben. Nur

bei größten und seltensten reinen Tatmenschen fällt das Sich-durchsetzen mit der Leistung zusammen; ihre Leistung ist eben das Niederzwingen — das Übern-Haufenwerfen aller Gegnerschaft. Sie sind die rohen, die blindesten und ungeläutertsten Genies und von außerordentlicher Wichtigkeit für eine Aufmischung und Auffrischung im Großen. Ein seltenster reiner Tatmensch dieser Art ist Napoleon. So ein elementares Tun gibt vielleicht Anlaß zu elementarem Denken, regt vielleicht an zu vollen ungescheuten Kraftauslassungen bei geläuterten Genies der Wirkung. So mögen oft große Tatmenschen große Künstlermenschen vorbereiten helfen. So ließe sich sogar denken Napoleon als Vorläufer Nietzsches.

*

Je mehr man Künstler ist, umsomehr wird das Sich-Beachtungschaffen, das Niederzwingen eine Sache für sich — eine Sache, die äußerlich ganz vom Schöpfer losgelöst dem Werke überlassen ist, das der Mitwelt oft noch zu ferne steht, um volles Verständnis zu finden. Es ergibt für den großen schöpferischen Künstlermenschen ein viel Größeres als Prüfstein seines Selbst als für den Tatmenschen, — vielleicht in seltensten Fällen jenes Ungeheuere, das wie eine Satansversuchung an ihn herantritt, um in ihm nachher jene unendliche Sicherheit — jene Überwinderstimmung auszulösen, wenn er besteht.

*

Wie wenig bedeutet Leben, wo ein Erleben ist.

*

Ich gehe darauf aus, den Begriff naturhaft wieder zu Ehren zu bringen. Ich sehe eine unerquickliche Verarmung in allen den Blicken, die auf ihn herunterſehen. Ich wüßte keinen Begriff, der der Bezeichnung „göttlich" würdiger wäre.

*

Verkörperung des Idealismus: Unsereiner kennt keinen Idealismus mehr als ein gedachtes Ziel — als eine Vorstellung außerhalb der Wirklichkeit oder gar als Gegensatz zu dieser. Uns bedeutet ein derartiger Idealismus, wo er echt ist, ein Scheitern am Dasein wie an sich selber. Unser Idealismus erstrebt den Zusammen-

hang mit der Wirklichkeit — ist selbst Wirklichkeit. Es bedeutet vielleicht: wir leben unser Ziel — unsre Wünsche. Das mag nie ein Leichtes sein und umso schwerer, je idealer sich Wunsch und Ziel gestalten. Der idealsten Erscheinung, die wir kennen, Jesus, kostete dies Erleben das Leben, — dem Idealisten der Wirklichkeit, Nietzsche, den geistigen Zusammenbruch und manche andere Größte, Wirklichkeitsanhänger dieser Art, brachte es in größte Vereinsamung. — Der gangbar windige Idealismus ist freilich ein Anderes, er bedeutet eine Zweiteiligkeit: nach Höchstem schreien, am Niedrigen sich erfreuen. Es ergibt vielleicht den idealen Philister. — Aber hört sich das noch ideal, — hat das Wörtchen nun nicht seinen Sinn geändert? —

*

Es ist nötig, die Herren Soziologen daran zu erinnern: Der Bestand der Familie ist keine Einrichtung von Menschenhand, sondern ein Natürlich-Gewachsenes. Als solches kann er der Gesellschaft wie dem Staate segensreich sein, aber auch gefährlich. Es lassen sich aus dem Familienbestand auch höchste Notstände ableiten, deren Träger vor nichts mehr zurückschrecken. Ein Fall wäre: wenn die Familie unmöglich mehr das Nötigste aufbringt, um bestehen — um leben zu können. So wird es albern, die Familie kurzweg als Grundlage der Gesellschaft und das gesunde Familienleben als Vorbedingung für ein blühendes Staatswesen zu nehmen und damit abzuschließen. Ja, worauf gründen sich denn Familie und gesundes Familienleben? Vielleicht zurück auf Gesellschaft und Staat? — Das hieße sich dem Schwankendsten und Unzuverlässigsten aussetzen mit neuerlicher gebrechlichster Rückwirkung. Dann hinge alles völlig in der Luft — und in welcher Luft! — Aber wo der Soziologe aufhört, scheint der Mensch tatsächlich erst anzufangen. Und dieser Mensch, der Einzelne, ist es wieder, der hier wie überall die Grundlage und Stütze abgeben muß: des Einzelnen Menschentum, die Wohlgeratenheit dieses Menschentums. — Den letzten und unzerstörbaren Halt dieses Menschentums bedeutet vielleicht das Innewerden der Teilhaftigkeit dessen, was ewigen Bestand hat, wenn es auch in ewigen Rätseln verankert liegt. — So die

Sache nur rein menschlich genommen, wie sie zu nehmen ist, gibt der auch der Familie, der Gesellschaft, dem Staate am meisten, der dem Menschen am meisten gibt. Und nun gefragt: Wer gibt mehr: Jesus oder — — Häckel? — Der tapfere deutsche Philister aber (ein Soziologe muß doch auch ein Philister sein) erkennt Jesus als Familienverächter. — (Wo die Familie nur Einrichtung ist, bedeutet sie ein für den Menschen Unwürdiges, davon ich nicht rede.)

*

Die Götzen des Soziologen: Gesellschaft und Staat oder auch Misch- und Mißgebilde aus beiden Begriffen. Wer auf Zulauf ausgeht, muß es dankbar finden, ihnen zu huldigen. Es ist auch die Anschauung der „reinen Vernunft" im Sinne von: nur der Vernunft. Doch wer möchte noch glauben, daß diese Vernunft rein ist! —

*

Es gibt Forscher, die dort nur verneinen können, wo ein Nicht-Erlernbares da ist. Solche Forscher kommen mir vor wie Maschinen: sie gehen nur so lange, als sie eine ergreifbare fremde Kraft speist: diese Kraft ist die angelernte. Davon ist immer um so mehr da und um so länger, je unrichtiger sie angewendet wird. Man werte danach den Rang dieser Forscher als Menschen.

*

Wenn deutsche Forscher die Existenz Jesu wirklich nicht wahrzunehmen vermögen, warum kommen sie nicht auf den Einfall, daß ihre Seh- und Forscher-Kraft ein Allzu-Unzulängliches ist? Dies wäre doch die natürlichste und einfachste Lösung und entspräche so sehr ihrer Forschungsführerschaft: der Beschaffenheit des Intellekts.

*

Was haben intellektische Verranntheiten bei deutschen Forschern nicht schon angerichtet! — Wir haben einen Häckel'schen Monismus, der alles in sich unterzubringen vermeint, und in den in Wirklichkeit nicht ein einziges Ding ganz hineingeht. — Ich möchte lieber von einem Häeckel'schen Natur-Toilettismus reden: es werden alle Dinge in Hinsicht auf Sinn und Zweck und Her-

kommen so gut angezogen, bevor sie dieser Forscher in die Öffentlichkeit entläßt.

*

Ich habe mir das richtige Forschen immer als ein Aufdecken, als ein Ausgraben gedacht; wenn ich aber heute nach berühmten Forschern sehe, gewahre ich, daß es ein Zudecken, ein Sich-Eingraben ist.

*

Es ist gewiß anmaßend, wenn ein Soziologe einen Nietzsche als „Dilettanten" ansieht. Aber kann ein Soziologe anders sein, als er ist: kann er selber anderes als ein blutiger Dilettant des Daseins sein, wenn er sein Amt als ein Führendes nimmt, — wenn er Soziologie für das Wichtigste hält? — Kann er da anders als anmaßend sein?

*

Not macht erfinderisch: Da die Soziologie nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermag, erfand sie sich den Utilitarismus. Der hält sich auf den Beinen des Menschen. Und wie er sich hält: — als ob der Mensch vier Beine hätte, — das Nutz- und Tragtier: Mensch.

(Schluß folgt.)

Die Geisterbank / von Arthur von Wallpach.

Im Grün der Wiesen, fruchtbaumüberrauscht,
Schlummert der Friedhof, nah dem Bahngeleise.
Sie lockt nicht mehr die eilige Lust der Reise,
Die ewiges Vergessen eingetauscht.

Und manche Nacht stockt hier mein rascher Schritt.
Die Rastbank schimmert an der Friedhofmauer,
Von Bahnhoflichtern ruht darauf ein blauer
Sehnsüchtiger Lichtstreif, der durch Wipfel glitt.

Die noch in Erden-Lieb und Haß verstrickt,
Die sich in Heimweh nach dem Leben quälen,
Hier sitzen Mitternachts die toten Seelen,
Den Nachttau schlürfend, der ihr Glühn erquickt.

O schrecklich schönes Sein, o flüchtige Zeit!
Mitfühlend grüße ich euch Unsichtbare.
Wie bald zerrinnt auch mir der Rest der Jahre:
Dann rückt ihr auf der Bank für mich beiseit.

Pezzeys Manen / von Hugo Neugebauer.

Schon hat des Jahres Rad zum sechstenmal
um des Gesetzes Achse sich gewandt,
seit eines Zufallsknechts Gewalt durchrannt
dein lebenglühend Herz mit kaltem Stahl.

Liebling des Schicksals, sieh, dich traf die Wahl
der dunkeln Macht, daß, länger nicht verkannt
von Blinden, dir im fernen freien Land
aufleuchten mochte deines Ruhmes Strahl.

Denn also warst du, Wunders übervoll,
der grauen Öde unsers Tages satt,
daß in den Tod dein Trieb hinüberschwoll,

wo neues Leben sich an Todes Statt
in Schatten, die zu dir von Liebe toll,
zu Geist von deinem Geist entzündet hat.

(gez. von Max v. Esterle.)

Rückblick auf das Innsbrucker Oktoberfest 1910.

Hartmann / Brixner Chronik II.

Von Dr. Jakob Philipp Fallmerayer, vom Herbst und vom jungen Wein.

Vor nicht allzulanger Zeit fand hier die Versteigerung aus dem Nachlasse eines Neffen unseres Jakob Philipp Fallmerayer statt. Dieser Neffe, seinem Beruf nach Eisenhändler, besaß mit seinem berühmten Onkel bedauerlich wenig Ähnlichkeit, es sei denn eine bis zum Äußersten entwickelte Sammelwut: das ganze Haus war von oben bis unten mit den abenteuerlichsten Dingen vollgepfropft. Und aus dem ganzen Wust erstand das Museum der Stadt Brixen einen Hut, einen Degen und eine blutrote Weste, alles glaublich ehemaliges Eigentum des königlich bairischen Unterleutnants im 11. Linien-Infanterie-Regiment Dr. Jakob Philipp Fallmerayer, geboren zu Tschötsch bei Brixen im Jahre 1790 am 10. Dezember. Aber den Geist des alten Herrn vermochten selbst diese erfahrenen Altertumskenner unter dem alten Gerümpel nicht zu finden. Vielleicht ist es besser so, denn — wer weiß es — wenn sie den Verfasser der bösen Briefe „Von der Eisack" und der „Klagen eines frommen Tirolers" genauer kennten, würden vielleicht selbst Hut und Degen und die blutrote Weste aus den heiligen Bezirken verschwinden. Und das wäre doch schade, denn wenn es wirklich wahr ist, daß Kleider Leute machen, so könnte man sich ja selbst hier noch einer stillen Hoffnung hingeben, daß dieser Kauf der Anfang zu einer Erkenntnis wäre.

Und das alles hätte den Brixnern ein reiner, stiller Herbsttag gebracht. O wie schön hier diese Nachsommertage an der Eisack, wenn der Herbst mit seinen Feuerbränden von den Bergen zu Tal zieht! Am ersten röten sich die Berge ganz oben, wo die kleinen Gräser und Preiselbeeren den Fels bekleiden, und der ganze Berg ist schimmernd rot wie ein Tropfen Blutes in der Sonne. Dann zieht es herunter, das Gelb und Rot, und rinnt wie in breiten Bächen durch den Wald ins Tal herab und hier wellt und flutet es wie ein Meer von Feuer und Glut, dessen Wogen stürmisch an die Berge schlagen.

Das ist die Zeit des weichen, friedlichen Hinstaunens in die Natur, der Herbst ist die Versöhnung, die Weichheit, man frägt nicht, woher sie kommt, warum sie ist, — sie ist da. Ihr fehlt das tolle Feldgeschrei des Frühlings, die drückende Größe des Sommers und die Mordlust des Winters. Diese heimliche Weichheit liegt über allen Dingen wie ein feiner Duft, nimmt allem seine Härte und macht das heiße Blau des Himmels erträglicher. Und der schönste Ausdruck dieser Friedfertigkeit und Versöhnungsfreudigkeit liegt im „neuen Wein".

Und so komme ich mit dem Herbst und dem neuen Wein wieder zu Jakob Philipp Fallmerayer zurück, denn bei ihm habe ich den Satz gelesen: „Andachtsübung und neuer Wein — vielleicht wissen sie es gar nicht — sind die Pole, zwischen denen sich das stille Eisackleben scheinbar friedlich hin und her bewegt." Und jetzt sind wir am Pol „Herbst und neuer Wein". Betfreudigkeit und Politik — denn die beiden Dinge hat man hier der Einfachheit halber in eins zusammengezogen — liegen uns sehr fern, beim jungen Wein sitzen sie alle friedlich beisammen, die Guten und die Bösen und lassen den lieben Gott allein gegen seine Feinde streiten; selbst der „Brävste von den Braven" lacht jetzt einmal und der gärende Wein lockt ihm sein ängstlich gehütetes Herz auf die redelustige Zunge. Warum soll er sich streiten und ärgern und immer wieder die leidige Begeisterung schwingen, da doch der junge Wein sein ist? Dieser perlende gärende Saft, der soviel herbes Leid vergessen läßt. Das ist die Zeit, in der die Politik fröhliche Feste feiert, die Zeit, in der die Leute zu allem ja sagen, wenn man nur ihren jungen Wein ihnen nicht nimmt. Und wahrhaftig, man muß diesen Wein kennen, der an den Berghängen des Eisacktales wächst, um zu verstehen, was man um seinetwillen alles vergessen kann.

Der Wein ist erst trüb, gelblich wie die Blätter, die von den Birken fallen, mit einem Stich ins grünlichgelbe, wie abgemähte, herbstliche Wiesen. Darüber liegt ein trüber, durchsichtig mattgelber Schein, wie leichte Herbstnebel über den Auen. Dann wird der Wein immer heller, ganz leuchtend wie goldenes Frauenhaar im

Sonnenlicht; so strahlend muß das Haar der saaligen Märchenfrauen gewesen sein da oben am Schlern in Laurins Rosengarten; so leuchtend, goldsonnig, wie wenn die Sonne den letzten Fels zerschneidet. Dieser Wein ist wie ein Lied, von tausend schönen Frauen gesungen, das herüber tönt aus den hängenden Weingärten und herab von den roten Felsbergen, darüber die Herbstsonne streicht, dieser Wein, der sie alle beglückt, Reiche und Arme, Kluge und Dumme und Alte und Junge, der allen seinen lieben Brixnern aus der bauchigen Flasche mit fröhlichen Augen in die gerröteten Gesichter lacht.

Und dann ist noch ein roter. Der ist hellrot durchsichtig, wie blasse zarte Frauenhände, die man vor die Sonne hält.

Und wenn man sich zu dem jungen Wein setzt, dann erzählt er einem die tollsten Geschichten und die allertraurigsten, ganz durcheinander, wie's ihm einfällt, denn er ist jung und voll Übermut.

An einem stillen Herbst-Sonntagnachmittag gehn wir hinaus mit lustigen Leuten, schönen Frauen und jungen Mädchen zum neuen Wein und lachen viel und sind fröhlich — und dann wieder heim durch den duftigen Abend — zu zwei und zweien in der Dämmerung — und unter einer breiten herbstlichen Kastanie küssen wir vielleicht einen zitternden weichen Mädchenmund — und hoffen auf den nahen Winter hin —

in rauhen Winternächten
wird unsrer Liebe Frühling blühn,
und mitten aus dem weißen Schnee
wird eine rote Rose glühn.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

Freiwillige Anzeige:

Neuerscheinungen Herbst 1910.

Hans v. Hoffensthal, Hildegard Ruhs Haus.

Novellen. — Egon Fleischel & Co. Berlin.

Preis geheftet Mark 3.—, gebunden Mark 4.50.

Karl Schönherr, Glaube und Heimat.

Die Tragödie eines Volkes.

L. Staackmann, Verlag, Leipzig.

Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Albert von Trentini, Sieg der Jungfrau.

Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Preis geheftet Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Im

Verlag der Tribüne, Berlin SW 68

ist erschienen:

Unkenrufe

Aus dem Tümpel der Kultur

Satiren von Emanuel.

In Leinen gebunden 1 Mark.

Bremer Bürgerzeitung.

In Emanuels streitbarer Poesie mischt sich derber, frischer Volkshumor mit bitterer, bissiger Ironie und in mancher Strophe gelingts ihm auch, den typischen Wesenskern einzelner Tümpelfiguren blitzartig zutage treten zu lassen. . . . Es ist wert, vermerkt zu werden, wenn man unter den bürgerlichen Spöttern von heute einem begegnet, der nicht nur Schlamm und Moder, sodern darüber hinaus auch die neue Kraft und das neue Werden aufzudecken weiß, wie der Autor der Unkenrufe . . . und schon dieser Ausblicke wegen sei das Buch empfohlen.

Saale-Zeitung, Halle a. S.

Man kennt Emanuel von seiner Tätigkeit an der Berliner „Zeit am Montag". Seine Satire ist so kernig und frisch, der Humor so lebhaft, daß man sich bei dem Fluß der Verse u. der Urwüchsigkeit der Worte vortrefflich unterhält.

Würzburger Journal.

Wer sich an den Produkten gutgesinnter politischer Dichter oder an dem byzantinischen Lobhudel königstreuer Journalisten und Festredner den Magen verdorben hat, dem raten wir, als wirksames Gegengift in den nächsten Buchhandlungen das sauber gebundene Büchlein „Unkenrufe" zu kaufen und zu lesen.